

Die ungehobelte Art des Schicksals, oder: Physik ist unser Leben

Friedrich Dieckmann: Was ist deutsch? Eine Nationalerkundung

Friedrich Dieckmann: Was ist deutsch? Eine Nationalerkundung.
Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003 (= es 2280). 228. Seiten.
ISBN: 3-518-12280-0. 10,- Euro.

Es gibt in unserer Zeit sehr schöne Berufs-, oder vielleicht sollte man besser sagen: Lebensbezeichnungen. Zu diesen zählt der „Publizist“. Doch was ist, was macht so einer? Nun, er publiziert freilich, und dazu hat er sich eine Form mit dem schönen Namen „Essay“ gebildet, in die eingefüllt werden kann, was der Bauch so hergibt. Während Montaigne noch in seinem Türmchen saß und über seinen Texten brütete, unterdessen kleine Reisepausen einlegte, hat sich der Publizist von diesem grauzeitlichen ‚Formalisten‘ längst abgewandt, nicht jedoch vom Reisen, und nutzt nun den Essay, sich als Veröffentlicher an die Öffentlichkeit mit Veröffentlichungen zu wenden, wohl in der Hauptabsicht, eben ver-öffentlicht, also im verhandlungsfähigen, wohlbeachteten Sein zum Da-Sein zu kommen. Der potentielle Gewinn, den der geneigte Leser aus jenen Gedankenwelten zu schöpfen verlangt, vorausgesetzt, die Identität des Individuums offeriert sich als ein innerweltliches Weltspektakel auskunftsfreudiger Immanenz, jener Gewinn schrumpft leider häufig auf ein Minimum, da die Art des Im-Gespräch-Bleibens nicht so recht verstatet, im Anrufen der Vernunft das Echo systematischen Denkens abwarten zu wollen. Da unsere Zeit sich jedoch kulturell legitimierend dem Publizisten verpflichtet zeigt, zollt einer dem anderen seinen publizistischen Respekt, veröffentlicht, sich des kollegialen Wohlwollens bewußt, lustig seine „Essays“, zündet Diskurse und Diskussionen, zündelt meistens an anderen, doch selten zündet er selbst. Dieser selbstbehaglichen Maschinerie haben wir unter anderem auch die wunderbare Menge an Veröffentlichungen, nein, *publicationes* (denn hier schmückt noch das Latein), zu verdanken, die zwar niemand *in toto* wird lesen können, doch die mitsamt ihren sie erzeugenden Mahnern, Warnern und Kritikern, die die vielbeschworene Vernunft mit nervichter Faust an der scharfen Klinge packen, sich wie ein Indiz dafür erweist, daß deutsch sein wohl in erster Linie heißt, viel über diese Frage zu verfassen und besser noch: zu publizieren.

So auch der bekannte Publizist Friedrich Dieckmann, der sich, wie er in seinem Vorwort bekanntgibt, jetzt zum vierten Male der Gelegenheit annimmt, der alles erschöpfenden und unerschöpflichen Frage *Was ist deutsch?* erneut nachzugehen und eine Anthologie älterer Aufsätze und Artikel, die zwischen 1997 und 2001 in diversen Zeitschriften und Zeitungen erschienen waren, zu präsentieren. Man muß wohl schon Publizist sein, um von einem renommierten Verlag die Möglichkeit zu erhalten, seine gesammelten Exkurse noch einmal im Licht der Öffentlichkeit zu bräunen. Es bedurfte – und hier offenbart sich bereits die erste Schwäche dieses Büchleins – tatsächlich eines Vorworts, um die titelgebende Frage überhaupt auf jene Ansammlung von Bemerkungen zu beziehen, denn ansonsten müßte die schnelle Antwort auf die Titelfrage wohl lauten: Deutsch ist, der schreibt – und das noch nicht einmal notwendigerweise auf Deutsch. Einzig ein Aufsatz, zudem der erste und wohl auch jüngste in diesem Bändchen, beschäftigt sich ausdrücklich mit der Themenvorgabe. Als Vorsicht inszeniert, ganz so, als taste sich Herr Dieckmann auf der Brücke dem Schneider Böck hinterher und sei sich dabei nicht sicher, ob er sie nicht selbst angesägt habe, wird umständlich vorgeführt, wie wenig die Frage tatsächlich zur Beantwortung taugt. Nicht nur daß vorsorglich einige Ausländer befragt werden, „die man fast schon Scheu hat, Ausländer zu nennen statt ‚ausländische Mitbürger‘“, deren Bemerkungen kommentierend und durch den Aufweis der besseren Kenntnisse

der hiesigen Zustände und Geschichte flugs wieder ihres vorgeblichen Ernstes enthoben und kassiert werden. Natürlich weiß der Autor, wie wichtig, ja wie notwendig eine eigene nationale Identität ist, und ist weit davon entfernt, sie generell als fragwürdig aufzufassen. Auf der intellektuell neutralisierten Bühne der Vorsicht theatralisiert Herr Dieckmann daher das vermeintlich Provokative seines ‚Wagnisses‘ mit den altgedienten Verweisen auf die jeweilig anderen, und wenn es die Franzosen sind, aus deren nun interpretierten Munde wir erfahren können, daß es für den polit-europäischen Bund besser sei, die Deutschen hätten mehr als nur eine „Negatividentität“. Doch jene Identität, die Herr Dieckmann vor seinem geistigen Auge sich lümmeln sieht, ist allein eine rein funktionale, eine zum Zweck geführte Vorstellung, die letztlich das im vollständigeren Begriff Nation notwendig Irrationale und Gefühlvolle zugunsten des nur auf den rationalistischen Begriff gebrachten Handelbaren und Behandlungsfähigen reduziert. Zwar kann man den Selbsthaß oder die Ängstlichkeit der Deutschen beklagen und als Hindernisse zur Selbstbestimmung ausmachen, doch wenn ein Text, der vorgibt, dieses klärend-lösend zu pointieren, selbst nur von diesen Eigenschaften gezeichnet zittert, rückt nicht die Festigkeit des Standpunktes, sondern die national-mentale Wankelhaftigkeit des Autors selbst in das Zentrum. Insofern entspricht dies nun auch der in Deutschland zu höchst hängender Blüte gebrachten Aufgabe, zu im Grunde speiübeln Themen psychologische Hilfs- und Aufbereitungsliteraturen zu verfassen. Dazu gehört gleichfalls, sich einerseits die Rosinen aus dem historischen Gebäck herauszuklauben. Diese scheinen für Herrn Dieckmann in Gestalt Kants, Hegels, Claudius', He-

bels und Schillers in den Teig geraten zu sein, und doch bilden sie nur deshalb eine Einheit, da die Kruste jenes Backwerkes in den schönsten Braun- und Schwarztönen schillert. Sie sollte es auch, denn ohne die „verbrecherisch fehlgeleitete Staatsgeschichte“ Deutschlands – eine Deutung, die axiomatisch angebracht wird – fehlt die legitimierende Grundlegung für die Suprematie des selbstgewichtigen Intellektuellen, der im Gegenzug der suggerierten ‚Eigenkritik‘ mit vollmundiger Berufung auf den Vernunftgott Kant die Obrigkeitströmmigkeit der Deutschen be- und ein-klagt. Der moniert, daß das deutsche Selbstverständnis eben nicht von der Philosophie der Klassik abgeleitet werde, daß deutsch gleich Adolf Hitler und im Extremfall der Einzelne schuldig sei, jedoch auch nicht davon lassen kann, in nachholender Selbstrechtfertigung die politischen Gegner der Vergangenheit von Friedrich II. über Wilhelm II. bis zu Hindenburg, Hitler und Honecker für das verantwortlich zu machen, was wiederum kein deutscher Sonderweg in den „Fortschritt“ sein soll. Zurückgekehrt zum Anfang, der im Ende liegt, preist Herr Dieckmann, sich an Schillers Lob der deutschen Sprache anlehnd, als das „nationale Spezifikum“, das „national Verbindende“ die „Sprachbesinnung als [die] wahre Nationalbesinnung“. Daß aber nach Schillers Diktum die Vervollkommnung des Menschen eine große Aufgabe der Deutschen sein sollte, findet seine Begründung nicht in einer groben Sprachsetzung, sondern in den vielfältigen auswärtigen Einflüssen, die in Deutschland als dem Hort des Geistigen und eben kaum des Politischen, die Reinheit der Menschenbildung erst zu erarbeiten gestatte. Diese Singulärbestimmung kann nur ein theoretisches, ein bodenloses Unterfangen bleiben, denn wie sollte sie popularisiert werden, wie sollte sie an diejenigen vermittelt werden, denen gerade die Sprache das Funktionale ist, denen sich Identität eher aus dem verpönten Spekulativen, dem schlicht Festgelegten gewinnen läßt. Es sind jene „Handwerker, Arbeiter, Dienstboten und andere Unbemittelte“, die laut Herrn Dieckmann in seinem Beitrag *Barrikaden für die Grundrechte* das Volk bilden, vom dem der Autor ideologisch gefestigt „Besitzbürgertum“ und „Reaktion“ zu abstrahieren versteht; sieht man einmal von der Frage ab, ob ein Handwerker sich so einfach proletarisieren ließe, wie es sich gewisse Theoretiker gern gefallen lassen.

So wenig Herr Dieckmann behindert durch seine selektiven Wunschvorstellungen und Idealismen in seiner ursächlichen Zuwendung zur Fragestellung zum Kern des Problemkreises vordringen kann, so wenig können die übrigen Abhandlungen auch nur annähernd Licht ins Dunkel der obskuren Identitätsdefinition tragen. Auch wenn er sich überzeugt gibt, die Geschichte durchschreite keine generellen Hohlwege, so darf man sich wundern, weshalb er als eines seiner Dauertemen das Fehlen einer Revolution in Deutschland bedauert. Nun möchte man gern erfahren, wie diese Revolution beschaffen sein, was sie bewirken, kurz: was sie außer einem Schlachtruf eigentlich sein sollte, doch drängt sich der Verdacht auf, sie selbst steht nicht im Interesse, sondern vielmehr scheint sie das Indiz, die Metapher für den historischen Sprung in

Spuren

Eine Reihe aus Marbach

64

Gregor Wittkop

»Fährniß«

Hölderlins Tisch
aus Tübingen

SPUREN 64



Nur ein einziger Gegenstand aus Friedrich Hölderlins (1770–1843) zweiter Lebenshälfte in Tübingen hat sich erhalten, und vor wenigen Jahren erst hat die Öffentlichkeit von seiner Existenz überhaupt erfahren. Es handelt sich um einen kleinen, schlichten Tisch. Das unpräzise Möbelstück ist ein kostbares Zeugnis für den Alltag im Zimmerschen Haus, ein Zeugnis für die kleine und behütete Umgebung Hölderlins, dessen zurückgezogene Wirklichkeit im Turm am Neckar schon für die Zeitgenossen durch die Legende vom »göttlichen Wahnsinn« überblendet war. (Foto: Martin Hölscher)

Die SPUREN erscheinen viermal jährlich, im Umfang von 16 Seiten, mit Erstdruck, Abbildungen und einem Umschlag aus Pergamin zum Einzelpreis von € 3,60. Im Abonnement kosten die SPUREN, einschließlich Porto und Verpackung, € 14,80 pro Jahr mit Rechnung, im Bankinzugsverfahren (Inland) nur € 13,30 pro Jahr.

Deutsche Schillergesellschaft, Museumsabteilung
Postfach 1162, D-71666 Marbach am Neckar
Telefon 07144 / 848-603, Fax 07144 / 848-615
e-mail: Edith.Mattem@dlg-marbach.de

AKB

eine Epoche zu sein, die ebenso prägnant vom Autor als die Endstufe des Fortschritts interpretiert wird. Zieht man aber in Betracht, daß im größten Teil des Buches, einer Ansammlung von Zeitungsartikeln unter der Überschrift *Stichworte*, weitere Redundanzen des Unerfüllten auffallen, so kann diese Endstufe nicht die Gegenwart sein, denn um zu dieser zu gelangen, müßten als Bedingungen folgende Punkte erst erreicht worden sein: Revolution, volksabgestimmte Verfassung statt altes Grundgesetz sowie endlich im Westen Deutschlands das Verständnis für die historische Faktizität der DDR, um nur die wichtigsten aufzuzählen.

Allerdings muß man Herrn Dieckmanns Diagnosen recht geben, daß zwar die DDR dem Territorium des Grundgesetzes beigetreten, aber nie dort angekommen, weil nicht willkommen gewesen ist. Kühn und forciert hebt er hervor, wie stark die Geschichten beider deutscher Staaten miteinander verflochten war, daß aber „diese Wechselwirkung nicht im westdeutschen Bewußtsein [ist], und sie wird diesem Bewußtsein auch nicht zu vermitteln sein“. Den Grund hierfür erkennt er recht zutreffend in der obherrschenden „Einseitigkeit“ in den historischen „Sprach- und Bildregelungen“ des neuen Landes. Sie beruhen auf dem alten Konsens, daß den ‚Brüdern und Schwestern in der SBZ‘ das gefehlt habe, was man in der BRD bereits hatte, ohne zu akzeptieren, wie stark auch in der verachteten Staatsordnung der DDR gesellschaftliche Erneuerungen konstruiert wurden, die nicht mit dem dritten Oktober liquidiert werden konnten. Insofern wirkt das Bild der am Rücken zusammengewachsenen siamesischen Zwillinge deutscher Provenienz, das Herr Dieckmann verwendet, ausgesprochen wohlkonstruiert.

In den neunziger Jahren wurde, eher der Üblichkeit als der Nützlichkeit wegen, lange Zeit über die Frage diskutiert, ob man nun eine Verfassung benötige oder ob das bisherige Provisorium weiterhin genüge. Der Ausgang des Diskurses war absehbar, und letztlich verifizierete er das oben genannte Phänomen, denn weshalb sollte etwas umgestaltet werden, was sich bereits bewährt habe. Vielleicht sind es dieses und einige andere unerfüllte Versprechen, die den Publizisten mit zorniger Resignation die Revolution herbeisehen läßt, nachdem ihr das „konterrevolutionäre Bewußtsein [als] pathologisches Bewußtsein“ der westdeutschen Geschichtsvergessenheit zugekommen ist. Das Sein bestimmt eben das Bewußtsein, doch auch immer so dialektisch, daß gleichfalls Atavismus „progressiv“ ist.

Diese Formel ist nicht umsonst das sozio-anthropologische Grundmuster, dem man in den Ausführungen des Herrn Dieckmann wieder und wieder begegnet. Der historische Materialismus mitsamt der hegelianisch-marxistischen Dialektik scheinen zugleich das Erbe zu sein, das der 1937 geborene und in der DDR aufgewachsene Publizist zu seinen Denkeigenschaften gemacht hat. Ohne Frage wirkt diese Methodik im relativen Zeitalter äußerst erfrischend, besser wäre es jedoch, sie wäre zudem frei von jenen Dogmatismen, die leider ebenso zum Erbe des formalisierten Religionsersatzes fortschrittsavantgardistischer Observanz gehören, die sich nicht darauf beschränken, rhetorisch die Freiheit zu postulieren, sondern sich von ihr auch inhaltlich bestimmen lassen. Dann ließe es sich vermeiden, auf der ‚positiven‘ Seite grob und ungenau (da es die rechte ist), auf der ‚negativen‘ *en detail*, positivistisch und minutiös zu argumentieren. Vielleicht fiele es dem Autor dann nicht mehr schwer, ab und zu sich auch von alten Theorien zu lösen, die inzwischen nicht mehr allzu neuen wissenschaftlichen

Forschungen wahrzunehmen, wenn tatsächlich die Kultur der Träger der nationalen Identität sein soll, d.h. ihre Mannigfaltigkeit nicht durch Indolenz reizarm vereinheitlicht wird. Wie soll einem Kritiker der Gegenwart Vertrauen entgegengebracht werden, wenn er z.B. den Notstandsartikel 48 der Weimarer Verfassung als „demokratiewidrig“ bezeichnet, auch wenn bereits Friedrich Ebert ebenso wie Heinrich Brüning auf dieses Werkzeug angewiesen waren, um überhaupt die Geschäfte des Landes führen zu können, und er es überdies als Mißbrauch deklariert, daß Genosse Hindenburg eben doch die stärkste Parlamentsfraktion mit der Regierungsbildung beauftragte, was wohl beim flüchtigen Lesen der historischen Literatur auch mal übersehen werden kann. Die Unabhängigkeit eines Kritikers sollte eben nicht darin bestehen, nur die Opposition zu markieren.

Sollten Sie also einmal Lust dazu verspüren, sich über die hölzerne Art des Marxismus zu informieren, wollten Sie schon längst einmal wissen, daß Sie nur ein „soziales Molekül“ sind, also ein mögliches Glied eines neuartigen Aggregatzustandes, des „zähen, also scheinfesten, Körpers“, und sich in einer Revolution verflüssigen lassen? Dann können Sie den grenzhistorischen, mentalselektiven Persönlichkeitsverortungsratgeber des Herrn Dieckmann gern zur Hand nehmen, und Sie wissen dann vielleicht, was Sie hätten sein können, gäbe es nicht das Böse in der Welt.

Andreas Jüngling